

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 65 (1956)
Heft: 7

Artikel: Quelle chic ambiance! : Über den Lindenhof-Basar im Burgerspital Bern vom 1./2. September
Autor: Reinhard, Marguerite / Lauterburg, Beatrice
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975636>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

QUELLE CHIC AMBIANCE!

Ueber den Lindenhof-Basar im Burgerspital Bern
vom 1./2. September

Von Marguerite Reinhard und Beatrice Lauterburg

Um einen Teil der Finanzen für den schon längst dringend gewordenen Neubau der Rotkreuz-Pflegerinnenschule und des Lindenhospitals zu erhalten, haben die Lindenhofschwester schon vor Jahresfrist die Durchführung eines Basars geplant. Alle erfinderischen Kräfte wurden in Bewegung gebracht, die Frauen von Stadt und Kanton Bern, die Lindenhofschwester der Aussenstationen um Mitarbeit angegangen; sie haben sich sofort dazu bereit erklärt. Der Bernische Frauenbund übernahm nicht nur das Patronat des Basars, sondern wirkte auch als Bindeglied zu den Landfrauenvereinen, die sich fast alle an der schönen Veranstaltung beteiligten, indem sie den Herrengassmärit belieferten.

Nun wurde geplant, organisiert, die verschiedensten Arbeiten wurden den verschiedensten Schwestern- und Frauengruppen übertragen, die regelmässig zusammenkamen zum Zuschneiden, Nähen, Stricken, Stofftiere anfertigen, Konfitüre kochen und zu vielem anderem mehr. Fast alle schöpften während Wochen und Wochen aus diesen Zusammenkünften den mannigfaltigsten Genuss. Manch eine vom Leben etwas abgesperrte Frau schloss im Kreise der zusammenarbeitenden Frauen neue Freundschaften, die — so sagten sie uns — den Basar weit überdauern werden.

Dann kam der Tag, an dem das Wort fiel: «Lassen wir es nun gut sein!», der Tag, an dem die mit so viel Befflissenheit betriebene Arbeit abgeschlossen und die Fülle der hergestellten Gegenstände abgegeben werden musste. Und wiederum kam der Tag, an dem all das in vielen einzelnen Teilen Vorbereitete zu einem Ganzen zusammengefügt wurde: zum Märit an der Herrengasse und zum Lindenhof-Basar in den Höfen und Gärten des Burgerspitals.

Unter dem undankbarsten Himmel, zwischen den stiebenden Schleiern des Regens waren die Stände an der Herrengasse schon frühmorgens um 5 Uhr aufgestellt worden, und die Frauen nahmen die Gaben der ländlichen Bevölkerung entgegen. Frostig und verdrüsslich liess sich dieser Tag an, für den alle die Frauen die besten Erwartungen gehegt hatten.

Und doch rückten die Berner Frauen mit Korb und Tasche an, trotz dem Bindfadenregen wurde auf dem Flohmarkt emsig gewählt und gesucht und

gewählt, und die Körbe füllten sich an anderen Ständen mit Gemüse, Früchten und Blumen. Und vielleicht gerade dieses Regens wegen streckten sich viele Hände aus, die Tasse heissen Kaffees oder ein heisses Würstchen mit Brot und Senf in Empfang zu nehmen. Goldgelbe, eierstrotzende Züpfen und währschaftes Bauernbrot, das für nicht ganz stadtübliche Riesenfamilien gedacht war, verschwanden in Körben und Taschen.

Um des Basars willen aber waren alle die dafür Verantwortlichen, alle die daran Beteiligten von der schwärzesten Sorge bedrückt.

Doch nicht nur Berns Bevölkerung bezeugte dem Lindenhof ihr Wohlwollen damit, dass sie nach Eröffnung des Basars in Scharen anrückte, sondern auch das Wetter strahlte plötzlich in unglaublicher, ganz unerwarteter Lichtfülle über die mit einem Schlage lachende und heitere Buntheit. Schatten und Lichter spielten über die Rasen und Wege, rieselten an den Ständen und Zeltblachen nieder, geisterten über die engen Gassen zwischen den Ständen, durch die sich Hunderte und Hunderte und Hunderte von Menschen schoben, und alle waren in anmutigster Laune. In anmutigster Laune war auch der Brunnen mit den vielen Blumen, war die zauberhafte, besonnte Gartenfassade des Burgerspitals mit den rotglühenden Geranien und den lieblichen Petunien, in anmutigster Laune war das ganze bunte Bild, dessen Einzelheiten sich dem Blicke zuerst noch entzogen und sich vorerst nur in rein impressionistischen Bildern darbot: hier ein Manet, dort ein Renoir, etwas weiter ein Cézanne, und jetzt, ganz deutlich, ein Van Gogh. Weshalb? Lag es an der Heiterkeit der Farben? Lag es an der Fassade dieses von den Bernern so geliebten Barockbaus? Es lag etwas französisch-Beschwingtes in der Luft. «Un petit Jardin du Luxembourg». Wir waren nicht die einzigen, die so empfanden, eine Vorübergehende — die Luft, die ganz eigenartige Atmosphäre schien sie um Jahre verjüngt zu haben — rief uns zu «Quelle chic ambiance!» Weshalb Französisch? Sie war doch eine waschechte Bernerin!

Und diese Empfindung der «chic ambiance» blieb auch dann noch, als der Blick mählich aus der Fülle Einzelheiten zu unterscheiden begann, und sich die flanierende, sich schiebende Menge in einzelne Menschen mit einzelnen Gesichtern, mit

vielen bekannten Gesichtern sogar, aufzulösen begann. Und so stand man einmal mit dieser Bekannten vor dem Stand mit den entzückenden Stofftieren, die alle einen so verblüffend passenden Namen trugen — ein Huhn hiess zum Beispiel Wanda —, einmal mit jener Freundin vor dem Stand mit den bunten Pantoffeln, die alle von den Säuglingsschwestern aus der ganzen Schweiz gestrickt worden waren und reissenden Absatz fanden, dann begegnete man einem Kollegen bei einem Mauerwinkel und setzte sich einen Kaffee lang zu ihm, um in das Getriebe hineinzuträumen, als sässe man vor einem Café in St. Germain des Prés. Dann schob man sich wieder durch das Gemengsel von Formen und Farben und Düften, kaufte am Konfitürenstand einige Töpfe Konfitüre von Weichselkirschen der hübschen grünen Töpfe wegen, liess sich ein Los überreichen, da man der fremden Hand mehr Glück zutraute als der eigenen, spürte, wie in den Kinderjahren, den ganzen Eigenzauber eines Karussells, liess sich von Prof. Dr. Escher ein Raclette abstreichen — unentwegt strich er Raclettes ab, Stunde um Stunde, Hunderte, Tausende, um der neuen Pfliegerinnenschule willen. Quelle chic ambiance!

Wie sich die Bilder aus dem Gesamtbild, die einzelnen Gesichter aus der Masse gelöst hatten, so schärfte sich auch mählich das Ohr, um aus dem auf- und abschwellenden Gemurmel, um aus dem Hornussenschwarmgesumse einzelne Stimmen und Bemerkungen unterscheiden zu können. In der Nähe des Brunnens erzählten sich Frauen Schwesternaneddoten, und ihr Lachen perlte und quirlte wie das Wasser aus den vier Brunnenröhren.

Beim Hutstand gab es eine winzige Revolte. Ein bildhübscher Junge empörte sich: «Immer nume a der Familie chläbe isch blöd. Froue-Hüet!» Er legte die ganze Indignation seiner zehn Jahre in dieses Wort. «Froue-Hüet! Die intressiere mi e Dräck. I wett ga schiesse. I wett allei luege. Warum chönne mer is nid nöime es Rendez-vous gäh?»

Ueberhaupt die Kinder! Da war ein kleines Mädchen, das mit gläubiger Sicherheit getrocknete Früchte in Zellophanbeutelchen anbot. «I ha se nid gärn», sagte eine Frau, kam aber von den strahlenden Augen des Kindes nicht los und fragte: Und du, hesch du se gärn? — O ja! — Guet, da hesch zwe Franke und d'Zwätschge darfsch du ässe.»

Kann man so winzig und dabei schon so schalkhaft sein? Der Vater trug das vielleicht jährige Töchterchen durchs ärgste Geschiebe, und still vergnügt schuppste das Kind seinen roten Ballon links und rechts und vorne und hinten an junge und alte Köpfe, während sich seine älteren Geschwister im Kielwasser des Vaters durch die engen und dunklen Schluchten der Erwachsenen mühten.

Aus des Gartens Tiefe erschallten viele Kinderstimmen; dort konnten die kleinen Kinder während der Einkäufe einer freundlichen Schwester übergeben werden. Kinder und bunte Ballone wirbelten durcheinander. Ab und zu hob sich ein Ballon in

die Luft, stieg, von den Tränen des Kindes, das ihn im Eifer des Spiels losgelassen hatte, unberührt und ungerührt höher und höher und entschwand, ein Pünktchen, sehr bald den Blicken. Wenn wieder ein Ballon die Reise in die Lüfte antrat, herrschte teilnehmendste Bewegtheit im Kinderparadies.

Ungezügelter Kinderseligkeit begegnete man im künstlerisch sehr hochstehenden und doch dem kindlichen Gemüt so grossartig angepassten Kasperltheater, das der bernische Lyceum-Club für den Basar engagiert hatte. Hier bot Therese Keller mit ihren selber hergestellten Figuren ohne jegliche andere Hilfe ihre selbstgedichteten Stücke dar: «D'Häxebirli», «Ds Wunderrüetli», «Ds Mineli macht sech» und andere mehr. Kinder und Erwachsene waren gleichermassen hingerissen. Mineli, das Kätzchen, das sich vor den Mäusen fürchtete, versetzte sie in die heiterste Stimmung, und später, nachdem sich das Theater wieder für einmal geleert hatte, konnte man im dämmernden Laubschatten Kinder belauschen, wie sie mit erstaunlicher Nachahmungsgabe Stimmfall und Gebärden der verschiedensten Gestalten wiedergaben.

Im grossen Zelt der Rotkreuzsektion Bern-Mittelland gaben sich Kinder dem zauberhaften Reiz der Pantomimen hin, die einen als jugendliche Schauspieler, die andern als dankbare Zuschauer. Es war eine Tanzklasse, die unter der Leitung von Friedi Waeber die verschiedenen Bilder aus dem zeitlosen Strubbelpeter vorführte.

Diakonissen schoben Insassen des Burgerspitals in Rollstühlen an den Ständen vorbei, andere führten Betagte behutsam durch den Trubel, blieben beim reizenden Stand mit den Papageien, dann beim Stand mit den Tessiner Gegenständen stehen, prüften den Stand der Baslerinnen — Stadt und Land, — die ihre Produkte gesandt hatten, die Stände der Lindenhofstationen auch anderer Kantone und Landesgegenden. Weitere alte Leutchen sassen an den offenen Fenstern und sahen sich dieses ungewohnte Bild, das in allen Farben der Palette prangte, aus der Ferne an. Lindenhofschwester gingen geschäftig hin und wider, erkundigten sich im Vorübergehen über den Erfolg, während sich die Stühle und Bänke der Cafés in der abendlichen Sonne füllten. Die Professoren- und Arztfrauen, die schon Kaffee en masse zubereitet und ausgeschenkt hatten, erhoben wohl zum hundertsten Male die Stimme: «Chömet, hie gits e guete Kaffee!»

Dann kam der Abend; die Lichter erglühten, und immer mehr Menschen strömten herbei. Tanzmusik übertönte alle die andern Geräusche, das junge Volk zwängte sich auf den überfüllten Tanzboden, während die reiferen Jahrgänge den Raclettes, St. Galler Bratwürsten, dem Fendant und andern Spezialitäten zusprachen. Die Losverkäuferinnen verdoppelten Eifer und Verkaufsziffern, Pfadfinder sorgten für Ordnung auf der Tanzbühne, rote Glühlampen bezeichneten, im weiten Bogen, den Eingang zur «Grotto ticinese», wo lebhaftestes Leben

pulste und ebenfalls getanzt wurde. Plötzlich beherrschten die Basler Pfeifer und Trommler, die von den Lindenhofschwärmern von Basel an den Basar geschickt worden waren, unter einem besonders begabten kleinen Jungen als Tambour-Major, mit ihren ohrbetäubenden Wirbeln die ganze Szene.

Solch frohes Treiben bis in die frühen Morgenstunden hatte das ehrwürdige Burgerspital wohl noch selten erlebt.

La chic ambiance herrschte auch noch am Sonntag. Dann aber mussten die Frauen von all dem Abschied nehmen, das während vieler Monate ihr Sinnen und Trachten ausgefüllt hatte. «Schad, dass es verby isch», bedauerte manch eine. Der Lindenhof aber durfte rund 170 000 Franken entgegennehmen. Er dankt allen jenen, die am Gelingen des Basars beigetragen haben, für den ganz unerwartet hohen Ertrag herzlich.

TROCKENPLASMA-FABRIKATIONSANLAGE IM FELSEN

Seitdem die Plasmafabrikationsanlage des Schweizerischen Roten Kreuzes in Betrieb steht, seit dem Jahre 1949 also, hat der Blutspendedienst eine ungeahnte, ganz unerwartet rapide Entwicklung erfahren. Es bedurfte grösster Elastizität, um die Entwicklungssprünge vorauszusehen und den wechselnden Anforderungen rechtzeitig gewachsen zu sein. Unsere vorerst nur als Dienerin der Spenderabteilung gedachte Serologie zum Beispiel wurde immer wichtiger und ist als wissenschaftliche Mitarbeiterin der schweizerischen Kliniken nicht mehr wegzudenken. Die Forderungen an Blutkonserven und Plasmaeinheiten wuchsen von Jahr zu Jahr, so dass die ursprünglichen Einrichtungen und Räume nicht mehr genügten und Erweiterung nach Erweiterung erfahren mussten. Diese Entwicklung befindet sich auch heute noch in vollem Gang. So ist die hundertprozentige Baureserve im neuen Laboratoriumsgebäude in Bern bereits aufgebraucht, so dass sich in Bälde neuerdings eine Erweiterung aufdrängen wird, um so mehr, als auch die eiweisschemische Abteilung auf hohen Touren zu arbeiten beginnt.

Unerwartet gross war auch die Nachfrage nach Trockenplasma für zivile Zwecke, so dass die Plasma-Fabrikationsanlage des Schweizerischen Roten Kreuzes im alten Gebäude der Eidgenössischen Armeepotheke knapp zur Deckung dieser zivilen Bedürfnisse genügte, jedoch zu keiner Vorratshaltung reichte. Damit war es ihm nicht möglich, die mit der Armeesantität vertraglich vereinbarte Reserve von mindestens 100 000 Packungen bereitzustellen, nicht zu reden von den 220 000 Packungen, die als Reserve für die Zivilbevölkerung für den Kriegsfall bereitgestellt werden sollten. Die Abteilung für Sanität plante deshalb den Bau von zwei weiteren Fabrikationsanlagen für Trockenplasma, die sie dem Schweizerischen Roten Kreuz, dem sie den gesamten Blutspendedienst für die Armee überbunden hatte, zum Betrieb übergeben würde. Da diese Anlagen für den Armeesantitätsdienst von ausserordentlicher Bedeutung sind, wurden sie unter Fels vorgesehen, und zwar eine Anlage für die Versorgung der westlichen Landeshälfte

in Zweilütschinen, eine weitere für die östliche Landeshälfte in Amsteg.

Am 23. August hat nun das Eidgenössische Militärdepartement durch die Abteilung für Sanität den Vertretern der Presse und weiteren Persönlichkeiten Gelegenheit geboten, die neue, hervorragend gut geplante Plasmafabrikationsanlage, die in einen bereits bestehenden Lagerstollen der Kriegsmaterialverwaltung eingebaut worden ist, zu besichtigen. Vor der Führung durch Fachleute des Schweizerischen Roten Kreuzes orientierte *Dr. A. Hässig*, Direktor des Blutspende-Zentrallaboratoriums in Bern, über die Aufgaben des Blutspendedienstes der Armee, die darin bestehen, dem Sanitätsdienst unserer Armee das für die Schockbekämpfung und die Behandlung von Strahlenschäden benötigte Transfusionsgut, das heisst Vollblut, Plasma und Plasmaersatzpräparate zur Verfügung zu stellen.

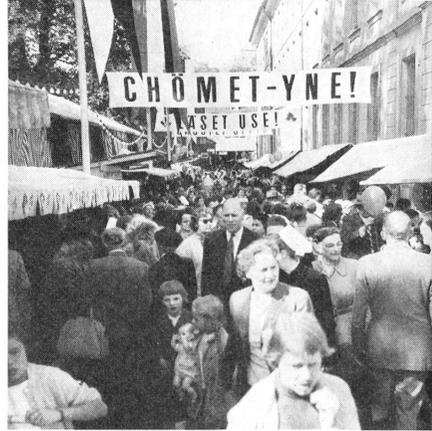
Bei den Vorbereitungen müssen die folgenden Gesichtspunkte berücksichtigt werden:

Bei *Schockzuständen*, wie sie bei schweren Verletzungen und Verbrennungen regelmässig beobachtet werden, ist die zirkulierende Blutmenge stark vermindert; sie reicht nicht aus, um das erweiterte Blutgefäßsystem auszufüllen. Die einzig zweckentsprechende Behandlung besteht darin, den Kreislauf mit Vollblut, Plasma oder Plasmaersatzpräparaten aufzufüllen. Diese Behandlung wird unterstützt durch andere therapeutische Massnahmen wie Schmerzbekämpfung, Sauerstoffbeatmung, Zufuhr von gefässverengenden Medikamenten, Wärme und Ruhe. Bei *Strahlenschäden* werden in erster Linie die blutbildenden Organe wie das Knochenmark betroffen. Die Behandlung von Strahlenschäden besteht in wiederholten Vollbluttransfusionen.

Zur Bekämpfung sowohl des Schocks als auch der Strahlenschäden eignet sich Vollblut am besten, doch kann es bei Kühlschranktemperatur nicht länger als zwei bis drei Wochen konserviert werden. Zudem ist es unerlässlich, dass bei Vollbluttransfusionen Blutgruppe und Rhesusfaktor übereinstimmen.



LINDENHOF-BASAR UND MÄRIT IN BERN!



Die sehr belebte «Hauptstrasse» des Basars Lindenhof in einem Hofe des Burgerspitals Bern. Tausende von Menschen geben der freundlichen Einladung «Chömet yne» Folge, und auch das «Läset use» bedarf keiner weiteren Unterstützung.



Auch der Lindenhof-Märkt an der Herrengasse wurde stark besucht.

Die Kinderballone verliehen dem Basar ein besonders buntes und heiteres Aussehen.



Hätte man sich für den Basar einen besseren Hintergrund denken können als die herrlichen Fassaden des Burgerspitals?



Herrlich duftendes, knusperiges Bauernbrot wurde von Kennern mit Begeisterung gekauft und als besondere Gabe heimgebracht.



Eine Schwester verkaufte frische Eier. Sie machte beim Füllen der Düten ganz spitze Finger aus lauter Furcht, die heiklen Schalen einzudrücken. Manch eine Schwester hat am Märkttag ungewohnte Arbeit mit Humor und Geschick geleistet.



Die reiche und unerwartete Hilfsbereitschaft all jener, die sich als Freunde des Lindenhofs bekannten, haben nicht nur die Stände gefüllt, sondern diese Freunde haben sich auch selbst für die mannigfaltigsten Aufgaben und Verrichtungen die ein Basar mit sich bringt, zur Verfügung gestellt.

Abends trafen als Abgeordnete der Basler Schwestern die Basler Pfeifer und Trommler ein.



Fotos Hans Tschirren, Bern

Jardin du Luxembourg in Paris? Nein! Nächtlüche Feststimmung am Lindenhof Basar in den Höfen und Gärten des Burgerspitals Bern. Dessen Platzverhältnisse und Möglichkeiten zeigten sich anlässlich des Basars in einem ganz neuen Lichte.



Auch Frau Oberin Helene Martz, die kürzlich zurückgetretene Oberin des Lindenhofs, ehrte den Basar mit ihrem Besuche. Der Photograph Hans Tschirren hat sie in «Bücherantiquariats» überrascht.



Jeder Hut einen Franken! Die Hüte wurden eifrig probiert und hatten einen glänzenden Absatz. Manch eine Frau wird nun trotz Änderungskosten zu einem billigen Winterhut kommen.